

Gibt es einen guten Tod, Herr Lager?

INTERVIEW. Sterben sei wie ein Gipfelsieg, der jedem von uns einmal im Leben abverlangt werde, sagt der Theologe und Krankenhausmanager Christian Lager. Ein Gespräch über Abschiede in Würde.

Von Stefan Winkler

Herr Lager, Sie haben schon viele Menschen Abschied nehmen gesehen. Gibt es das, einen guten Tod?

CHRISTIAN LAGGER: Philosophieren ist eine Einübung auf den Tod, haben schon die großen Denker der Antike gesagt. Im Letzten lässt sich die Frage nach einem guten Tod nur individuell beantworten. Jeder von uns hat in seinem Leben schon Menschen gehen gesehen. Aus meiner Erfahrung heraus meine ich: Ja, es gibt ein gutes Sterben.

Wann ist das der Fall?

Wenn dem Tod Geweihte die Möglichkeit haben, sich auf ihr Ende vorzubereiten. Wenn sie Dinge, die im Leben offen geblieben sind, allen voran Konflikte, klären und im Frieden mit sich selbst und der Welt loslassen können. Aus der Sterbeforschung wissen wir, wie wesentlich diese kommunikative Selbstbetrachtung für die Art und Weise ist, wie wir in mehreren Phasen Abschied nehmen. Zentrale Bedeutung kommt auch der Schmerzbewältigung zu. Aufgrund der sehr hochentwickelten Palliativmedizin bieten sich heute zum Glück vielfach Möglichkeiten der Minderung nicht nur des physischen,

sondern auch des existenziellen psychischen Leids, mit dem das Sterben verbunden ist.

Wie wichtig ist Selbstbestimmtheit für einen guten Tod?

Autonomie ist wesentlich. Aber was ist Freiheit, wenn ich Schmerzen habe? Wenn ich meinen Angehörigen an den Augen ablesen kann, wie sehr sie mein Gehen aufwühlt? Oder wenn ich von Furcht erfüllt bin, ihnen nur noch zur Last zu fallen? Deshalb ist es auch so wichtig, Fragen, die über den Tod hinausführen, zu einem Zeitpunkt zu klären, wo man noch dazu imstande ist.

Was für Fragen sind das?

In vielen Fällen geht es um die Hinterlassenschaft und um das Ordnen der Dinge. Das sind ganz normale Fragen. Aber oft werden sie aus Scheu nicht ausgesprochen. Nicht selten beginnt der Streit unter den Kindern dann schon am Totenbett. Auf der Palliativstation bei uns erleben wir dagegen, wie befreiend es für vor allem ältere Menschen ist, wenn das Ende naht und eine Vorsorgeverfügung oder ein Testament vorliegt. Vom Vorläufer in den Tod hat der Philosoph Martin Heidegger gesprochen. Er meinte damit die Fähigkeit des Menschen, im Unterschied zum Tier seinen eigenen



Tod zu antizipieren, zu reflektieren und im Wissen, dass er sterben wird, die Dinge frühzeitig zu regeln.

Heute wird ein selbstbestimmter Tod aber immer häufiger ganz anders verstanden, nämlich im Sinn von assistiertem Suizid. Macht sich dieser Wandel auch im Krankenhaus und in der Hospizarbeit bemerkbar?

Seitdem das Gesetz zur Beihilfe zum Selbstmord am 12. Dezember 2020 durch das Verfassungsgericht gekippt und im Jahr darauf renoviert wurde, bekommen wir im Krankenhaus immer wieder Anfragen zum assistierten Suizid. Alles in allem waren es bis zum heutigen Tag rund 150 Personen. Nur drei davon haben sich dann wirklich entschlossen, diesen Weg extern zu gehen. Für uns als Ordensspital ist assistierter Suizid mit unse-

rer Identität nicht vereinbar. Ich wäre auch sehr vorsichtig damit, den assistierten Suizid mit einem guten Tod gleichzusetzen. Ja, dieses Junktim ist meiner Erfahrung nach sogar massiv zu hinterfragen.

Weil?

Es ist nicht neu, dass Todkranke zu uns kommen und sagen: „Bitte lasst mich gehen.“ In den meisten Fällen stellt sich heraus, dass die Leute den assistierten Suizid nur deshalb als einzig möglichen letzten Weg sehen, weil sie schlecht oder gar nicht über die Alternativen informiert sind. Die meisten haben die Schreckensvorstellung, durch künstliche Lebensverlängerung an Schläuchen hängend unendlich leiden zu müssen und nicht sterben zu dürfen. Sie sind überrascht, bei uns auf der Palliativstation einen völlig ande-

ren ganzheitlichen, auch spirituellen Zugang der Medizin kennenzulernen, der ihnen einen Weg eröffnet, der vielleicht nicht einfach ist, ihnen aber unter größtmöglicher Schmerzlinderung Zeit schenkt. Denn darum geht es letztlich.

Worum geht es?

Es geht um Lebensqualität bis zuletzt. Sie durch unterschiedlichste Interventionen aufrechtzuerhalten, ist das höchste Ziel der Palliativmedizin. Deshalb wäre es so wichtig, öffentlich über die Möglichkeiten der Palliativmedizin aufzuklären, am besten durch Fachleute, die auf einer Palliativstation oder einem Hospiz arbeiten, denn das ist nichts, was man in einem Kurs nebenbei erkunden kann. Da zählt die tägliche Erfahrung. Eine der Wirklichkeiten, die wir bei uns täglich im Hospiz erfah-

ren, ist, dass viele, die vorher sterben wollten, sagen, dass sie dankbar sind für die gestundete Zeit. Da gibt es ungemein berührende Szenen. Ich erinnere mich an eine Frau, die kurz vor ihrem Tod bei uns noch den Geburtstag ihres Enkels gefeiert und einen schönen Tag erlebt hat.

Und wenn jemand es sich nicht nehmen lassen will, von eigener Hand zu sterben?

Sogar in solchen Fällen würde ich noch einmal näher hinschauen und nach den Beweggründen jedes Einzelnen fragen wollen. Die Nöte sind individuell, und wenn sich die Leute im vertieften Gespräch öffnen, so ähnelt das häufig dem Lösen eines Knotens. Nicht selten stellt sich am Ende heraus, dass kaum jemand sterben, sondern dass die meisten einfach nicht so weiterleben wollen. Da sehe ich

uns als Gesellschaft insgesamt in der Pflicht.

Inwiefern sind wir das?

In unserem Obdachlosen-Hospiz, dem Himmelshafen, erleben Sterbende nicht selten erstmals die Würde ihrer selbst. Vom Schicksal Gebeutelte können – befreit von physischem Leid – in ihrer ganzen Zerbrechlichkeit noch eine gute Zeit verbringen. Das gilt aber nicht nur für jene am Rande der Gesellschaft. Es gilt auch für die Alten, die Furcht haben, ihrem Umfeld zur Last zu fallen, oder nach Sterbehilfe fragen, weil sie völlig vereinsamt sind. Da müssen wir uns doch fragen: Was für ein Miteinander wollen wir? Der Mensch kommt hilflos zur Welt. Um zu überleben, müssen ihn seine Eltern füttern, wickeln und umsorgen, bis er aus eigener Kraft lebensfähig ist. Und am

Zur Person

Christian Lager, geboren 1967 in Paternion, studierte Theologie, Philosophie, Religionspädagogik und absolvierte einen Master of Business Administration in Salzburg, Innsbruck, Graz, Wien. Von 2001 bis 2009 war er Sekretär von Bischof Egon Kapellari. Seit 2010 Geschäftsführer der Krankenhaus Elisabethinen GmbH, ist er zudem Sprecher der Elisabethinen Österreich sowie Präsident des Internationalen Forschungszentrums für soziale und ethische Fragen in Salzburg.



Lager/Sedmak, Leadership ohne Blabla, Molden, 208 S., 26 Euro

“ Was ist Freiheit, wenn ich Schmerzen habe und von Furcht erfüllt bin, meinen Angehörigen nur noch zur Last zu fallen? “

Ende seines Lebens wird er wieder zum Kind, das in seiner Verletzlichkeit auf andere angewiesen ist. Das Bewusstsein dafür müssen wir uns im Sinne einer Generationenethik bewahren.

Einem Tod in Würde reden auch die Befürworter der Sterbehilfe das Wort. Was brauchen Sterbende auf ihrem letzten Weg?

Die Würde hat niemand gepachtet. Die Idee der Aufklärung war es, den Menschen durch Bewusstseinsbildung die Freiheit zu geben, Entscheidungen zu treffen. Da gehört das Wissen um die vielen Möglichkeiten der Palliativmedizin dazu. Sterben ist wie ein Gipfelsieg, der jedem von uns einmal abverlangt wird. Auf dem Weg zu diesem Gipfel braucht es keine Abkürzungen, sondern erfahrene Begleiterinnen und Begleiter und liebevolle Zuwendung.